

(Nachdruck verboten.)

11]

Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bod.

9.

Seit Monaten war man im Dorf für das Kriegerfest tätig gewesen. Durch die geplante Fahnenweihe gewann der Tag eine erhöhte Bedeutung. Da die Mittel des Kriegervereins nicht im entferntesten ausreichten, ein goldgesticktes, kostbares Banner mit Franzen und Zotteln anzuschaffen, ging die Sammelbüchse um. Reichlich flossen die Spenden. Wer es wagte, sich auszuschließen, wurde in Acht und Bann getan. Eine minder teure Fahne hätte ebenso gut ihren Zweck erfüllt, man suchte aber einen Ehrgeiz darin, die schönste im ganzen Bezirk zu besitzen. Abgesehen von dieser Kollerte, nötigte die Festlichkeit die meisten, tief in die Tasche zu greifen. Fast jede Familie erwartete Besuch. Zammerte man sonst über die schlechten Zeiten, bei dieser Gelegenheit wollte sich niemand kumben lassen. Ganze Berge von Wurst und Fleisch wurden herbeigeschafft. Die Aermsten unter der Bauernschaft traf die „Feststeuer“ hart. Ein törichter Stolz verleitete sie, die Freigebigen zu spielen, obwohl sie sich hinterdrein den Wiesen am Munde abwahren mußten. Eine Haupt Sorge war dem Kriegerverein genommen: die Brauerei in der Kreisstadt hatte sich erboten, die Festhalle samt der Tribüne aufzuführen, wogegen der Festwirt verpflichtet war, seinen gesamten Bedarf an Bier von ihr zu entnehmen. Der Festplatz war abgegrenzt und nur gegen Zahlung eines Eintrittsgeldes zugänglich. Im Gegensatz zur Kirmes trug die Veranstaltung ein fast städtisches Gepräge.

Am Vorabend bereits waren die Musikanten erschienen. In der Festhalle wurde „probiert, wie's tut“. Mancher trank sich dabei einen Haarbeutel an.

Bei Sonnenuntergang zogen die ortsanfässigen Krieger unter Führung einiger Veteranen auf die Jungfernheide. Dort teilte man sich in zwei Haufen. Der eine stellte die Franzosen, der andere die Deutschen vor. Alle waren mit alten Vorderladern oder mit verrosteten Säbeln bewaffnet. Kurzem Geplänkel folgte ein heftiger Kampf, der natürlich damit endete, daß die Franzosen in die Flucht geschlagen wurden. Auf dem Festplatz fand man sich später wieder friedlich zusammen.

Bedruf und Böllerschüsse verkündeten am anderen Morgen, daß der eigentliche Festtag angebrochen. Um zehn Uhr läutete es in der Kirche. Mit verhüllter Fahne nahm eine Abordnung des Kriegervereins am Gottesdienst teil. Der Pfarrer verbreitete sich in weit ausgesponnener Predigt über Zweck und Ziel der deutschen Kriegervereine. Nicht eben viel von den Worten des Geistlichen drang in die Schädel der Bauern. Den einen war faßensjämmerlich zumute, denn sie hatten sich gestern im Trinken übernommen, die anderen schwelgten bereits im Vorgefühl der zu erwartenden Genüsse. Nur ein paar alte Weiber, die auf den letzten Bänken saßen, hörten andächtig zu.

Gegen Mittag verdüsterte sich der Himmel. Der Säuhirtelmeier meinte, dem Völkemeier seine Pfauen hätten diesen Morgen anhaltend geschrien. Das bedeute Regen. Ueberall begegnete man besorgten Gesichtern. Man befürchtete ein Unwetter. Mötzlich erhob sich ein starker Wind und trieb das drohende Gewölk auseinander. Sieghaft leuchtete wieder die Sonne.

Verrittene Burtschen sprengten vors Dorf, die auswärtigen Vereine zu empfangen. Diese zogen mit ihren Fahnen unter großem Jubel ein. Auf dem Kirchenplatz — so lautete die Order — sollten alle Aufstellung nehmen.

Von hier aus setzte sich denn auch der Festzug in Bewegung. Voran die Schulkinder, grüne Zweige in den Händen, dann die Festjungfrauen mit der verhüllten Fahne, die Musikanten, der Ortsvorstand, die Ortsvereine, endlich die Gäste in der Reihenfolge nach dem Alphabet ihrer Heimatorte geordnet.

Die Gassen, die der Zug berührte, waren zu beiden Seiten mit Zuschauern besetzt. Auf dem Festplatz angelangt, scharte man sich um die Tribüne. Als erster Redner hieß der

Bezirkspräsident der Kriegervereine die Kameraden willkommen. Darauf sang der Kirchengesangsverein ein patriotisches Lied. Die Weiberede fiel dem Lehrer zu. Dieser zitterte ordentlich vor Freude, daß ihm endlich einmal Gelegenheit geboten war, vor einer großen Versammlung seine rednerische Begabung zu zeigen und darzutun, welch ein belesener, ja gelehrter Mann an der Spitze der simplen Dorfschule stand. Er sprach von den „Wendepunkten im Leben der Völker“, von der Entdeckung Amerikas, der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Reformation, der französischen Revolution und sprang dann auf den Krieg von 1870/71 über, den er als „eine logische Erscheinung in der Kette historischer Entwicklung“ charakterisierte. Bewegten Herzens erblickte er eine stattliche Zahl wackerer Veteranen vor sich. Sie seien im wahrsten Sinne des Wortes heute die Löwen des Tages. Die Fahne, deren Enthüllung unmittelbar bevorstehe, pries er als „das Symbol der Einigkeit und Opferwilligkeit“ und schloß mit einem dreifachen Hoch auf den Kaiser und den Landesfürsten.

Die allgemeine Spannung erreichte den höchsten Grad, als auf einen Wink des Lehrers die Dogheimersmariann vortrat. Ihr blaßes, feingehchnittenes Gesicht stach seltsam ab gegen ihre buntfarbige Festtagsstracht. Fast war man versucht zu glauben, eine „Fürnehme“ sei es, die in der häuerlichen Gewandung stecke. Das noch verhüllte Banner in der Rechten, sprach sie mit großer Befangenheit und nur für die Nächststehenden verständlich:

„Die Frauen und Jungfrauen allhier
Widmen Euch dies stolze Panier,
Behen soll's in blauer Luft
Euch voran, wo die Ehre ruft,
Rahmen soll's Euch für alle Zeit,
Seid einig, friedsam und opferbereit,
Jetzt aber hebt zum Schwur die Hand.
Zu leben und sterben fürs Vaterland!“

Die Hülle fiel. Lustig flatterte das Banner im Wind, von allen beguckt und bewundert. Auf seidnen Grund war die Kaiserkrone eingestickt, daneben das heftische Landeswappen. Ueber beide hielt die Germania segnend die Hand. Ein brausendes Hurra scholl über den Platz, von der Musik mit einem Tusch begleitet.

Der Fahnenträger gelobte, die Fahne in Ehren zu halten, und der Bezirkspräsident brachte ein Hoch auf die Frauen und Jungfrauen aus, die — gleichgültig, woher die Spenden stammten — immer als Stifterinnen der Fahne gelten.

Der offizielle Teil des Festes war beendet, und die Lustbarkeit trat in ihr Recht. Die Musikanten nahmen ihren Platz auf dem Tanzboden ein, wo sich bald die Paare drehten. Maß, der Soldat, forderte die Mariann mit den Worten auf: „Seist Du gefragt?“

Da sie verneinte, sprach er: „Säng in!“

Er tanzte so lange mit ihr herum, bis sie erschöpft innehielt. Darauf spendierte er süßen Schnaps und wich nicht mehr von ihrer Seite. Die Frauen und alten Weiber, die wie eine lebendige Mauer den Tanzplatz umschlossen hielten, tuschelten einander zu, da spinne sich gewiß etwas an. Der Maß schwätzte dem Teufel ein Ohr ab. Er hatte ein Auge für alles. Manchmal waren seine Bemerkungen so drohlig, daß die Mariann, die den Mund nicht öffnete, unwillkürlich lächeln mußte.

Fried, der Schneider, hatte dem Fest zuerst fernbleiben wollen, auf Drängen seiner Mutter war er dann doch hingegangen. Nach der Fahnenweihe schaute er eine Zeitlang dem Karussell zu, später saßte er in der Nähe des Tanzbodens Posto und war Zeuge, wie der Maß um die Mariann herum schwänzelte.

Von Stund an, daß sich sein Mädchen von ihm abgekehrt, war er wie betäubt umhergegangen. Die Quelle, der sein Lebensmut, seine Arbeitsfreudigkeit entsprangen, war versiegt. Das gutgemeinte aber, lästige Geschwätz seiner Mutter trieb ihn aus dem Haus. Tagüber lag er auf einer Halde unweit des Winterbergs und starrte in die Luft. Ob der Himmel über ihm blaute, ob er sich mit Wolken bedeckte, er sah es nicht. Einmal zog ein schweres Gewitter auf, Hagelkörner prasselten nieder, und ein Feuermeer war um ihn.

Von Natur ängstlich, hätte er sonst beim Wüten der Elemente rasch einen Unterschlupf gesucht. Jetzt rührte er sich nicht von der Stelle. Was lag auch an seinem erbärmlichen Leben!

Sein Groll gegen die Mariann war bald der Erkenntnis gewichen, daß sie ein Opfer der Verhältnisse sei. Ein wilder Haß aber gegen seinen Vater loderte in ihm auf. Einzig der trug die Verantwortung für all die Demütigungen, die er erlitten. Wer's ihm im Dorf nicht ins Gesicht sagte, dachte es zum wenigsten: „Du bist von der Sippe ausgeschloffen, die auf Stand und Namen hält. Spar dir die Mühe, dich hervorzutun und nach Ehren zu trachten. Es nützt dir nichts, denn du bist eines Vagabunden Sohn!“

Kürzlich hatte der Fried im Tischkasten seinen alten Katechismus wiedergefunden. Ohne daß er es eigentlich wollte, war er ins Lesen gekommen. Fast eine ganze Seite handelte davon, wie die Kinder sich gegen die Eltern betragen sollten. Was die Eltern den Kindern zu leisten schuldig waren, fand er mit ein paar Worten abgetan: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.“ Seit er die Kinderschuhe ausgetreten, war fast kein Tag vergangen, daß das Stromertum seines Vaters nicht seinen Zorn herausforderte hätte. Wenn er ihn verfluchte, war's sein gutes Recht. Den aufgelaufenen Bauern gegenüber hatte er seinen Stolz darein gesetzt, sich emporzuarbeiten. Das war ihm in seiner Art auch gelungen. Der Gedanke an die Mariann hatte ihm sein Werk leichter gemacht. Jetzt, da sie ihm verloren war, fühlte er sich aller Tatkraft bar. Nur aus Not war er nach tagelangem Feiern an die Nähmaschine zurückgekehrt.

Heut spielte er unter den fröhlichen Menschen eine gar traurige Figur. Er war an einem Tisch vorbeigekommen, wo halbwüchtige Burtschen sich bezechten. Die sangen:

„Der Schneider und die Laus,
Die fordern einander heraus,
Die Laus gewinnt die Oberhand
Und wirft den Schneider in den Sand.
Der Schneider aber uff
Und gibt der Laus einen Puff!“

An derlei Spottlieder war er gewöhnt. Die regten ihn nicht mehr auf. Aber das Schauspiel dort mit dem Maß ließ all sein Blut zum Herzen strömen. Hatten der Dohheimer und der Allendörfer ihren alten Haß begraben? War der Maß für die Mariann bestimmt? Er war der letzte, der befragt war, sich in den Handel zu mischen. Da er nichts mehr zu hoffen hatte, warum ging er nicht fort, so weit ihn seine Füße trugen? Dies Grämeln und Grübeln rieb ihn auf. Wohl wahr. Und doch, wenn er wanderte bis ans Ende der Welt, er würde keine Ruhe finden. Ein Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, eine dunkle Gewalt, die ihn beherrschte, hielten ihn an die Scholle gebannt.

Zumitteln des Festgetriebes fand der Dohheimer Gelegenheit, dem Hannpeter mitzuteilen, der Henner habe sich ungebührlich benommen, deswegen habe er ihn aus dem Hause gejagt. Schwerlich werde er gleich einen Aushelfer auf-treiben, geschweige einen anderen Knecht. Der Hannpeter als gefälliger Mann erwiderte, wenn der Verz ihm ein paar gute Worte gebe, mache er sich anheißig, dem Henner seine Arbeit zu tun, bis sich Ersatz gefunden habe. Der Dohheimer war's gern zufrieden und froh, der Verlegenheit enthoben zu sein, forderte er den Nachbar auf, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken.

In der Festhalle nahmen sie an einem Tisch Platz, wo der alte Bidelmeier ein paar Veteranen Soldatengeschichten erzählte, die sein Urahn, der Ratschreiber, aufgezeichnet hatte. Von einem Müller zu Freienseen, der vom Esel aufs Pferd stieg und es bis zum Festungskommandanten brachte. Von einem Leutnant, der in goldener Friedenszeit Kuhhirt zu Krainfeld wurde, bloß damit er das Kommandieren nicht verlernte. Selbigmaß habe ein Soldat im Frieden nicht viel mehr gegolten als ein warmer Kachelofen in den Hundstagen.

Die Veteranen, Handwerker aus der Kreisstadt, glaubten nicht anders, der Bauer binde ihnen einen Bären auf, und wollten ihm nichts schuldig bleiben. Sie rühmten sich ihrer Heldentaten in den Gefechten bei Roisseville und Orlegans und logen das Blaue vom Himmel herunter.

Der Bidelmeier ließ sie schwadronieren und sagte dann trocken: „s war doch nix als eine Menschenschlägerei.“

„Das versteht Ihr nicht,“ hielt man ihm entgegen, „Krieg muß sein!“

Der Alte legte den Finger an die Nase: „Ei, Ihr Herren, was schwätzt Ihr da? Das Gegenteil is wahr: Frieden muß

sein. Leider Gottes dauert er nur so lang, als ihn der Nachbar hält.“

Das unvermeidliche Politisieren begann, wobei es sich zeigte, daß der Bauer in seiner klaren, leidenschaftslosen Auffassung der Dinge den Städtern überlegen war.

Der Dohheimer und der Hannpeter beteiligten sich an der Unterhaltung nicht. Der ersten Flasche ließen sie eine zweite folgen und wurden allmählich warm. Der Hannpeter strich den Maß, den Staatsburtschen, mächtig heraus und brachte den Heiratsplan wieder aufs Tapet. Ueber die Verhältnisse des Karges habe er sich genau erkundigt. Was man hie und da munkelte von einem „Knäuel“ Schulden, sei Verleumdung und Lügenwerk. Der Mann stehe unbedingt fest und werde jedem gerecht. Der Verz dachte, wenn gefreit wird, tragen alle Acker Weizen. Doch widersprach er nicht und ließ den Wortschwall des Freiermannes geduldig über sich ergehen. Dem Hannpeter schien das ein großer Gewinn, und im stillen beschloß er, in den nächsten Tagen für seinen Schützling, den Maß, den letzten entscheidenden Schritt zu tun.

Nach Sonnenuntergang wurde der Tanz unterbrochen. Wer Besuch hatte, nahm ihn zum Schmaus mit heim. Im Mittelpunkt der Tafelfreuden stand der Braten mit der üblichen fetten Sauce. Wehe dem Gast, der ihn verschmähte!

Auch die Allendörfer hatten für ein reichliches Abendbrot gesorgt. Der Karges und sein Sohn aßen wie die Drescher. Was der Maß dem Petter vorausgesagt, traf ein: der Bauer äußerte sich in betreff seiner Lage mit keinem Wort, ebenso wurde die Heiratsangelegenheit nicht berührt. Dem Bub gegenüber durfte man sich nichts vergeben. Und wegen der Dohheimersmariann war alles Schmusen überflüssig. War sie dem Maß besichert, dann kriegte er sie.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Februar.

Es ist Sonntag vormittag. Nach einigen frostigen Tagen, wie sie uns dieser Winter nur selten besichert, ist wieder milde Bitterung eingetreten. Der spärliche Schnee hat sich in den Straßen der Millionenstadt in schwarzen Drei verwandelt, der Himmel ist trüb, und eine feuchte, aber laue Luft umweht uns.

Aus unruhigem Schlaf ist Prißte in aller Frühe erwacht und, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, gleich mit beiden Weinen aus dem Bette gesprungen. Er hatte am Abend vorher, unter Aufwendung eines erheblichen Bruchstückes seines sauer verdienten Wochenlohnes, einen tüchtigen Posten Schalholzer erstanden und diese mit Unterstützung seines Freundes Meier auf zweiräderiger Karre hinaus nach dem höchsten Norden, auf die neugepachtete Laubenparzelle, geschafft. Schon bei Tagesanbruch sehen wir Prißte und Meier, der ein sogenannter Teufelkerl ist und mit allerhand Arbeiten Bescheid weiß, bei der Errichtung des primitiven Jaunes. Er braucht ja weder feuerfest noch einbruchsfester zu sein, denn in der Laubenkolonie fungiert der Generalpächter als Wachtmeister; hier halten die Nachbarn und alle Kolonisten gute Kameradschaft, und nur im Winter, wenn die Laubstadt verlassen liegt, kommt es vor, daß fremde Vagabunden die Lauben erbrechen und ausplündern, die Hühner und Tauben morden und davontragen. Der Jaun der Laubenparzelle hat eigentlich nur den Zweck, die einzelnen Parzellen scharf von einander abzugrenzen und ihnen den Charakter kleiner, in sich abgeschlossener Gärten aufzutragen.

Prißte hat, dem Drängeln seiner Frau nachgebend, eine sogenannte große Parzelle gepachtet, die nicht weniger als zwanzig Quadratrußen oder zweihundertsechzig Quadratmeter umfaßt! Auf solcher Parzelle spielt natürlich neben dem Jaun die Laube eine Hauptrolle; sie soll, will man im Innern nicht allzu beengt sein, eine Grundfläche von dreißig Quadratmetern bedecken und mindestens zweieinhalb Meter Höhe haben. Diese mannigfach gestalteten, geschlossenen, wasserdichten, oft mit einem grünmraunten Vorbau geschmückten Lauben sind, zu hunderten auf einem Felde stehend, so typisch für die großstädtischen Arbeitergärten, daß man diese baumlosen Ansiedelungen überall in ihrer Gesamtheit als Laubenkolonien, die einzelnen Besitzer als Laubenkolonisten bezeichnet. Prißte ist stolz darauf, jetzt ein Laubenkolonist zu sein, er hat sich auch gleich als Mitglied in den Kolonistenverein „Heuchtes Dreieck“ aufnehmen lassen und will sich eine Laube errichten, die für die ganze Kolonie vorbildlich sein soll. Ein günstiger Zufall bot ihm Gelegenheit, auf einem Abbruchgrundstück ein Fenster und eine eine Tür, beides alt, aber noch fest, zu einem Spottpreise zu erwerben, und wenn auch die Tür in großen Buchstaben die rätselhafte Inschrift „P. P.“ trägt, so hat das wenig zu bedeuten, da sie Meier bald herunterhobelt, worauf dann ein frischgrüner Anstrich die dunkle Vergangenheit des ganzen Inventarstückes bedecken soll.

In ihrer einfachsten Ausführung besteht die Laube aus einem

Lattengerüst, das mit Dachpappe bezogen wird, was sich weit billiger als Holzbekleidung stellt. Ein gediehlter, trockener Fuchsboden ist wünschenswert. Wenn irgend möglich bringe man das Fenster auf der Nord- oder Ostseite an, weil dann die Laube am Nachmittag sein kühlen, angenehmen Aufenthalt bietet. Die innere Einrichtung sei bequem, aber so einfach als möglich, doch sollte ein ausgelegtes Sofa oder eine Prüstle mit Strohsack als Ruheplatz nicht fehlen. Ein besonderer Verschlag dient der Aufbewahrung der Gartengerätschaften. Solche sind: ein kräftiger Gießstahlspaten, der der Arbeit stand hält, während die billigen Spaten aus Eisenblech bald in der Mitte knicken und dann bis zum völligen Brechen die Arbeit mit fürchtbarem Getöse begleiten, eine hölzerne Harke, deren Zinken, wenn sie abgenutzt sind, wir uns durch selbstgeschmiedete aus Klazienholz ersetzen, die dann Jahr und Tag aushalten, eine gute Gabel, ein Pflanzholz und eine Pflanzschnur. Letztere wird beim Einteilen der Beete und beim Pflanzen der Gemüse gebraucht; sie besteht aus einer dicken, durch Eintauchen in Öl dauerhaft gemachten, mit jedem Ende an ein circa 30 Zentimeter langes, unten zugespitztes Rundholz befestigten Schnur.

Im Gegensatz zum Laubenkolonisten muß der Parzellenbesitzer, dessen Grundstück meist in einsamer Gegend an der Grenze des Vorortverkehrs liegt, auf eine solide Einzäunung bedacht sein, die Gelegenheitsdieben, aber auch wilden Kaninchen und Felschafen ein Eindringen unmöglich macht. Schon der Kaufvertrag fordert vom Käufer, daß er die Parzelle in ortsbüblicher Weise einzäune. Eine solche Einfriedigung ist der Drahtzaun aus verzinntem Eisendraht von 4—5 Zentimeter Maschenweite, befestigt an eisernen Rundholzpfosten; seine Höhe soll nach der Straße nicht unter 1½ Meter, nach den Nachbargrundstücken nicht unter 1 Meter betragen. Zur größeren Sicherheit wird er meist noch mit einem über die Pfosten spitzen geführten Stacheldraht überspannt, der aber ebensowenig wie das Drahtgeflecht selbst einem mit Drahtschere ausgerüsteten gewerbmäßigen Einbrecher Widerstand leisten kann. In allen Vororten mit Gartenkolonien gibt es keine Handwerker, die sich ausschließlich mit dem Aufstellen von Drahtzäunen befassen und diese billiger als die in Berlin ansässigen großen Unternehmer liefern. Der Preis richtet sich nach Stärke und Maschenweite des Drahtgeflechtes und beträgt für den 1½ Meter hohen Zaun etwa 1,20 bis höchstens 1,50 M. pro laufenden Meter. Die Rundholzpfosten sollen durchaus trocken, in ihrer ganzen Länge mit Teer gestrichen sein und eine Stärke von mindestens 10, möglichst aber 12 Zentimeter haben; sind oben zugespitzt, kommen mit ihrem stumpfen Ende einen Meter tief in den Boden, müssen also für 1½ Meter hohe Zäune 2½ Meter lang sein. An den Ecken und am Tor des Grundstückes werden diese Pfosten durch Gegenstreben gestützt. Die Haltbarkeit solcher Pfosten beträgt im stark am Holze zehrenden märkischen Sandboden 6 bis höchstens 8 Jahre. Weit haltbarer sind die gut imprägnierten ausrangierten Eisenbahnschwellen, die aber nur für meterhohe Zäune genügen, und die sehr teureren Klazienpfosten. Eine allerdings auch nicht billige, aber elegante und unvertwüßliche Einfriedigung stellt man unter Verwendung alter Gasrohre her, die noch ein Jahrhundert in die Schranken fordern. Die Säule des einfachen Drahtzaunes wird aus einem genuteten Reistenrahmen, mit zwei Reisten kreuzweise übereinandergelagert und mit Drahtgeflecht überspannt, hergestellt; man versieht sie am besten mit starkem Niegel und Sicherheitschloß.

Der nützlichere Drahtzaun gewinnt aber erst Leben und bietet dann auch einen gewissen Schuß in windigen Tagen, wenn wir ihn mit einer guten Hedenpflanze bescheiden. Von solchen Hedenpflanzen, zu deren Pflanzung jetzt im Februar die rechte Zeit gekommen ist, die sich aber auch zu jeder Zeit vom Oktober bis zum März bei frostfreiem Boden pflanzen lassen, kommen für uns nur zwei Arten in Frage, der behehrte Weißdorn und die Weißbuche (Carpinus Betulus). Vor letzterer hat der Weißdorn starke Dornen voraus, da aber auf ihm die Schädlinge des Apfelbaumes leben, geben wir der Weißbuche den Vorzug. Wir pflanzen vom Innern des Grundstückes aus in je 50 Zentimeter Abstand eine 2—3jährige Pflanze dicht an den Zaun. Hundert solcher Pflänzlinge kosten je nach Stärke 3½—5 M. Zum Pflanzen gehören zwei Mann, einer, der das Pflanzloch mit dem Spaten auswirft und später wieder schließt, und einer, der die Pflanze mit den Wurzeln hineinhält und, nachdem sie mit Erde bedeckt, diese festtritt. Diese Hedenpflanzen, die zunächst absolut nicht beschnitten werden, kommen vom zweiten Jahre nach der Pflanzung ab tüchtig ins Wachsen, ihre Triebe gehen dann am Drahtgeflecht empor, durch dieses hindurch und werden, wenn erforderlich, auch an dasselbe angeheftet, bis sie es in seiner ganzen Länge und Breite bedecken. Erst von diesem Zeitpunkt ab wird die Hede, die nun das Drahtgeflecht ganz allein trägt, sodah die inzwischen auch über dem Boden abgestauten Pfosten entfernt werden können, alljährlich oben und an den Seiten mit einer großen sogenannten Hedenseere beschnitten, aber nicht so, daß sie eine senkrechte Wand bildet, wie man das meist sieht, sondern spitzwinklig, sich nach unten verbreiternd, nach oben verjüngend, wodurch man dem frühzeitigen Absterben der unteren Seitenäste vorbeugt. Eine solche Hede, die man nur im Winter schneidet, bietet den nützlichsten Singabgeln im Sommer gern aufgesuchte sichere Nistgelegenheiten.

Die Laube spielt auf der eigenen Parzelle eine noch größere Rolle als auf dem Pachtlande der Laubenkolonie, und wird deshalb auf der Parzelle durch einen festen, massiven Bau vertreten. Da aber die Parzellengrundstücke meist an unregulierten Zukunftsstraßen liegen, die nur dann reguliert werden, wenn sich alle Anlieger zusammentun, um die Kosten gemeinsam zu bestreiten, jeder

in der Länge der Straßenfront seines Grundstückes, worüber aber oft Jahrzehnte vergehen, weil das Regulieren eine sehr teure Sache ist, so wird zu eigentlichen Hausgrundstücken die baupolizeiliche Genehmigung nicht erteilt. Jedem Bau, den wir auf der Parzelle errichten wollen, und sei es auch nur ein Hühnerstall auf steinernem Fundament, müssen wir unter Einreichung von Lagerplan, Grundriß, Querschnitt und Profil baupolizeilich anmelden. Wir bekommen auch ohne Umstände die baupolizeiliche Genehmigung für einen Holz- oder kleinen massiven Steinbau, letzteren mit Küche, Wohnraum usw., den wir als Obstaufbewahrungsraum, Laube und Geflügelstall oder Geräteschuppen anmelden, doch macht uns der Amtsvorsteher darauf aufmerksam, daß das Übernachten in diesen Räumlichkeiten in jedem einzelnen Fall mit Geldstrafe geahndet wird. Daß trotz alledem in den Hundstagen tausende auf ihren Parzellen übernachten und die reine frische Luft in vollen Zügen genießen, ohne daß ein Haß danach kräht, ist ein offenes Geheimnis. Ohne Denunziation tritt keine Strafverfolgung ein, und für Denunzianten ist in der Gartenstadt kein Platz vorhanden.

Es ist ein wahres Vergnügen, in den werdenden Gartenkolonien an der Ostbahn und an anderen Orten die mannigfachen, mit geringen Mitteln erbauten Gartenhäuschen zu bewundern. Wo die Parzelle an fahrbarer Straße und nicht allzuweit von der Station liegt, da fällt dem ausrangierten Güterwagen eine Hauptrolle als Gartenhaus zu. Man stellt ihn hohl auf steinernem Unterbau, der den Boden trocken, Räuse und Ratten fernhält, gibt ihm einen leichten dachförmigen Aufbau, der vielleicht zugleich als Laubenschlag dient, bringt Tür und Fenster an, teilt den Innenraum, gestaltet den lautenförmigen ehemaligen Dreiradsitz zu einem hübschen Tümpchen aus, baut eine kleine, mit Feuerbohnen besetzte Beranda vor den Eingang, und der ehemalige plumpe Kasten hat sich in eine Sommervilla verwandelt, wie sie zweckmäßiger und anmutiger gar nicht sein kann. Der Aufbau einer neuen Laube auf steinernem Unterbau, der zugleich als Kellerraum dienen kann, sechs Meter lang, vier bis fünf Meter breit, aus ¾zölligem gehobeltem und genutetem Holz, stellt sich, von geschultem Handwerker ausgeführt, auf etwa 350—400 M. Als Dachbedeckung wählt man an Stelle der Teerpappe, die jährlich frisch geteert werden muß, das unvertwüßliche Ruberoid, das pro Quadratmeter nicht ganz eine Mark kostet. Wenn der Zaun vollendet, die Laube aufgebaut und beaglich eingerichtet ist, beginnt die Einteilung der Parzelle, die Bearbeitung und Düngung des Bodens, die Saat und Pflanzung. Mit all diesen sind, und bald sichtbare Erfolge zeitigen, werden wir uns im nächsten Artikel beschäftigen. —

Max Gessdörffer.

Kleines feuilleton.

- Chinesische Sprichwörter teilt die „Frankf. Z.“ mit:
- „Wenn eine Familie einen Prozeß hat, so werden zehn andere Familien mit in das Unglück hineingezogen.“
- „Wenn nur ein einziges Wort zumgunsten eines Menschen vor den Gerichtshof gelangt, so können zehn Büffel es nicht wieder zurückziehen.“
- „Vermeide das Prozessieren, denn du wirst nichts als Unannehmlichkeiten davon haben.“
- „Gewinne deinen Prozeß und verliere dein Geld.“
- „Betrügen magst du einen Mandarinen, aber beleidigen mußt du ihn nicht.“
- „Die Herzen der Menschen sind wie Eisen, und die Herrschaft der Mandarinen ist wie ein feuriger Ofen.“
- „Selbst ein ehrenwerter Richter kann in drei Jahren Amtszeit viele Tausende von schneeweißen Silber-Taels ersparen.“
- „Vedor einer ins Amt kommt, tadelt er tausenderlei Fehler an anderen; wenn er aber erst im Amt ist, macht er selbst die gleichen Fehler.“
- „Zur Beurteilung läßt sich leicht ein Vorwand finden.“
- „Von zehn Gründen, wonach ein Richter einen Fall entscheidet, sind neun dem Volke unverständlich.“
- „Wenn du nichts als das Recht auf deiner Seite hast, so wird es dir vor Gericht nicht besonders gehen.“
- „Gerichtshöfe sind tief wie das Meer; ihre Korruption ist hoch wie der Himmel.“
- „Im Leben hüte dich vor den Gerichtshöfen; im Tode hüte dich vor der Hölle.“ —

Theater.

Freie Volksbühne. Ein Frühlingsopfer. E. von Rejterling, der Verfasser dieses Stückes, entläßt einen nicht mit einem einheitlichen Fühlen. Nicht nur sich selbst, als Dichter — er ist viel zu sehr Literat — nicht für seinen Stoff. Das Stück hat ein Grundmotiv: Jugend und Frühlings, vereinigt in Verlangen und Erwachen einer jungen Mädchenknospe. Orti, der „Sehnsüßler“, ist eine gerade und gesunde Natur, unberührt, und das Verlangen ist in diesem Mädchen um so heftiger, als es nichts „Gutes“ auf der Welt hat. „Jeder Mensch will aber einmal im Leben sein „Gutes“ haben.“ Erfüllung liegt nun hier so nahe, im Leben wie auf der Bühne. Es ist ein Reiz, die Selbstverständlichkeiten des Lebens schön und groß zu dichten. Das geschieht nun zunächst hier nicht. Aber dem Grundmotiv schwebt noch ein zweites: der kirchliche Aberglaube. Orti soll der Mutter Gottes ihr junges Leben geben, um das der Totkranken, die sie als Waise bei sich aufgenommen, zu retten. In diesem Motiv liegt das Unheimliche, und

das Eigenartige, Heimatständige, das Originelle und eigentlich Poetische des Wortwurfs. Die Handlung ist dünn. Sie reicht eigentlich nicht für vier Akte. Sie ließe sich gut in drei, wenn nicht in zwei Akten erledigen. Der dritte ist deutlich überflüssig. Es ist nur Bild, nur Szene, nur Malerei und Illustration. Märchenergählung. Der erste Akt ist vorwiegend Milieuschilderung. Und alle Motive, die im Milieu wieder fließen könnten, werden einfach fallen gelassen. Der Verfasser will offenbar dem „Naturalismus“ aus dem Wege gehen. Und nur kann ich mir nicht verweifen, daß man im Grundmotiv an — die „Grille“ erinnert wird, — und im Stimmungsgelalt des zweiten Motivs an „Ueber die Kraft“. In Orti-Heuhopper, da steckt so etwas von Aschenbrödel-Grille-Sonnenscheinchen. Eine literarische Verwandtschaft. Der zweite Akt ist der beste. Er ist ausgezeichnet. Sehr gute Beobachtungen, treffende Charakterisierungen, Humor und Witz. Er wurde mit Verbe gespielt. Morwey als Jude, Käthe Faber als Madda, Indrit durch Ferdinand Duno, Ferdinand Schindler und Leo Gadiel als Majader Burjchen, Grete Mudra und Calipso Percival als Majader Mädchen, Pahlau als Stadtschreiber, und natürlich Meta Jäger als der Heuhopper, kurz und gut, alle spielten sehr gut und lebendig. Freilich wird dem Liebesverhältnis zwischen Madda und Indrit der tiefere Ernst hier genommen, den es wohl haben soll, und — wieder wird ein Motiv fallen gelassen. Im vierten Akte wird der Egoismus des Übergläubens in der alten Großmutter in seiner ganzen Häßlichkeit deutlich. Martha Burcharth-Kroschar versäumte nicht, sie zu unterrichten. Orti hat nun ihr „Gutes“ gefunden, und will leben, trotz ihres Versprechens an die Mutter Gottes — der Konflikt wird mehr deklamatorisch wirksam, als lebensursprünglich padend, sie vierliert ihr „Gutes“, erlebt ihre Liebesenttäuschung und will sterben, und stirbt. Merkwürdig, an wie viel Interessantes das Stück rührt. Es ist gut geschrieben. Aber es ist mehr geschrieben als empfunden. Es ist sogar nicht ohne Artismus. Das machte auch die Rolle der Orti so schwierig. Es ist mehr Sprechwärme als Herzenwärme in ihr. Es fehlt ihr die Jugend, die da ist. Und so mußte Meta Jäger die Raivität aus der Reife herausheben, statt die Reife aus der Raivität zu heben. Es fehlt der dramatische Trieb, der innere. Es wurde durchgehend gut gespielt, in allen Rollen. Nichts verdorben. Herr Asconus hätte nicht als Häusler Kappel die ähnliche Waise nehmen sollen wie als falscher Sofias im „Amphitron“. Der Regie muß ich dreierlei bemerken: der erste Akt war zu laut. So laut gehts nicht in einem Zimmer her, in dem eine Tottkranke liegt. Auch Tumult muß geordnet sein. Auf der Bühne ist Unordnung — um so wirksamer, desto mehr Ordnung in ihr ist. Dann: das Stück war zu sehr gedehnt. Man sieht, glaube ich, in Berlin im Langziehen eben das Moderne, von Reinhardt her. Man würde aber nur so lange darin sehen, bis man es nicht mehr darin sieht. Und dann: wenn ein Stück so in dem Myrismus einer Sterbestimmung ausklingt, so darf nicht gleich nach den ersten verfrühten und geschmacklosen Klatschpatzen der Vorhang in die Höhe gehen. Das macht den Schluß tot. Im übrigen kann ich die Regieführung nur loben. — hz.

Medizinisches.

hr. Das erschwerte Zahnen der Kinder. Früher hat man geglaubt, alle möglichen Kinderkrankheiten auf das „Zahnen“ zurückführen zu dürfen, dann gab es eine Zeit, wo man jeden ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Zahnen und Erkrankungen des Kindesalters leugnete. Heute nimmt man an, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, und daß zweifellos gewisse kindliche Erkrankungen auf das Zahnen zurückgeführt werden dürfen. Dahin gehören die Entzündungen des Zahnfleisches und der Mundschleimheit, Magen- und Darmatarrhe infolge des Hinabschludens der reichlich abgeordneten Mundnäse, sowie auch begünstigt dadurch, daß die zahnenden Kinder stets mit den Fingern im Munde herumarbeiten und so vielfach zu Infektionen Veranlassung geben. Die Kehlkopf- und Luftröhrenatarrhe werden sehr oft durch die beim Zahnen eintretende Durchfeuchtung der Hals- und Brustbekleidung erzeugt. Zahnende Kinder fiebern leicht, namentlich abends, und schlafen unruhig, auch nervöse Erscheinungen werden bei ihnen häufig beobachtet: Zusammenfahren, Knirschen im Schlafe, Verdrehen der Augenlider, Krämpfe kommen bei zahnenden Kindern recht häufig vor, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß diese sogenannten „Zahnkrämpfe“ häufiger ihre Ursache in anderen Krankheiten haben, als daß sie vom Zahnen herrühren. Man trifft sie häufig bei nervös erblich belasteten Kindern, manche Ärzte führen sie auf durch die Nervenbahnen übertragene Vorgänge zurück, die ähnlich zustande kommen wie die Krämpfe infolge Reizung der Darmschleimhaut, doch sollen die an Zahnkrämpfen leidenden Kinder später häufig an Epilepsie, Hysterie und Neurasthenie erkranken. Für die Mütter mag es als Lehre gelten, Krankheitserscheinungen bei zahnenden Kindern nicht weniger zu beachten als bei anderen. Einschneiden des Zahnfleisches bei Zahnbeschwerden zur Erleichterung des Zahnens hat sich als zwecklos erwiesen. —

Aus dem Tierleben.

ie. Aus der Lebensgeschichte eines Pinguin. Die merkwürdigen Vogelgestalten der Pinguine sind die eigenartigsten Bewohner des Südpolargebietes. Sie machen mit ihren stummelartigen Armen, die an der Stelle sitzen, wo andere Vögel die Flügel haben, und in ihrer aufrechten Haltung einen geradezu komischen

Eindruck und haben den Mitgliedern der zahlreichen Expeditionen, die sich in letzter Zeit nach der Antarktis gewandt haben, innerhalb dieser Einden viel Zeitvertreib und auch Nutzen gewährt. Der größte unter diesen Schwimmvögeln ist der Kaiserpinguin. Die letzte englische Südpolarexpedition hat zum erstenmal innerhalb der Eisregionen des Südpolargebietes die Brutplätze dieser Vogelart entdeckt und sowohl Eier als Junge dieses Tieres gesammelt und heimgebracht. Danach hat jetzt der Naturforscher Wilson einiges über die Lebensgeschichte des Kaiserpinguins in einem Vortrag vor der Royal Institution mitgeteilt. Die Erforschung der Brutgewohnheiten des Tieres hat erhebliche Schwierigkeiten gemacht. Der Vogel legt sein Eier mitten im Winter, wann im Polargebiet ununterbrochene Nacht herrscht. Jede Henne legt ein einziges großes Ei und brüet es aus, ohne ihre aufrechtstehende Haltung auf der Eisoberfläche aufzugeben. Begreiflicherweise würde das Ausbrüten nie gelingen, wenn das Ei geradezu auf dem Eise läge. Daher hält es das Weibchen mit dem Fuß und läßt eine schwere, befiederte Hautjacke darüber gleiten, so daß es dem Wind ganz verborgen bleibt. Das Ei wird auf diese Weise dicht an den Unterleib gepreßt und warm gehalten. Immerhin nimmt das Ausbrüten lange Zeit in Anspruch, nämlich vermutlich etwa sieben Wochen. Das Junge kommt gerade im kältesten Monat des ganzen Jahres aus, der dort auf den August fällt. Die Geburt wird nicht nur von den Eltern, sondern von allen anderen erwachsenen Pinguinen, die selbst kein Junges zu erwarten haben, als ein großes Ereignis gefeiert. Die Fürsorge ist eine so allgemeine und zudringliche, daß sie ihren Zweck in den meisten Fällen versteht und vielmehr das Pinguinküken geradezu umbringt. Nach den Beobachtungen der Polarfahrer gehen durch die übertriebene Liebe der Eltern, der Onkel und Tanten drei Viertel aller ausgebrüteten Jungen zu Grunde. Man kann dort die Leiden der jungen Vögel, die das Alter von 1 oder 2 Monaten erreicht haben, in der betreffenden Jahreszeit in großer Zahl vom Eis auflesen. Aber nicht einmal nach dem Tode des Küken hört der Kampf auf, sondern in vielen Fällen schleppen die erwachsenen Pinguine die schon getöteten Jungen noch so lange mit sich herum, bis sie gänzlich auseinanderfallen. Danach kann man sich vorstellen, daß es dem Naturforscher schwer gemacht wird, die Pinguine bei ihren Brutgeschäften zu beobachten. Er muß bei den niedrigsten bisher auf der Erde bekannt gewordenen Temperaturen unter einem wohlverborgenen Zelt auf der Lauer liegen und so wenigstens zwei bis drei Wochen. Ein solches Vorhaben wird eigentlich nur dadurch ausführbar, daß sich wenigstens zwei bis drei Leute zusammenschließen, damit sie sich in einem Schlafsaal gegenseitig etwas aufwärmen können. Eine große Brutstätte des Kaiserpinguin wurde am Kap Crozier entdeckt und dann bei verschiedenen Schlittenreisen besucht. Immerhin ist es der englischen Expedition gelungen, 14 Eier und mehrere Duzend junge Pinguine nach der Heimat zu bringen. —

Humoristisches.

— Einfacher. „Du wolltest Dich doch von Deinem Gatten scheiden lassen?“

„Ja, aber nun hat er sich ein Automobil gekauft, und da warte ich schon noch das Weibchen, bis ich Witwe werde.“ —

— Münchener Fasching. „Zu welchem Kostüm raten Sie mir... ich möchte möglichst unerkannt bleiben?“

„Gengas als „Wurst“, da weiß ma' ja nie, was drin steckt.“ —

Notizen.

— Ludwig Speidel, der langjährige Feuilletonredakteur und Theaterkritiker der „Neuen Freien Presse“, ist im Alter von 76 Jahren in Wien gestorben. Speidel stammte aus Ulm und war von Hans aus Musiker. Schon 1855 kam er nach Wien und schrieb für verschiedene Blätter Feuilletons, Theater- und Musikkritiken. Sein Stern ging auf, als er 1872 zur „N. Fr. Pr.“ übertrat. Ueber zwanzig Jahre war er der mächtigste Kritiker Wiens. Auf sein Urteil schwur jeder. Er machte Burgtheater-Direktoren, und wer ihn als literarischen Pöthner hatte, wurde über Nacht berüchtigt. Speidel schrieb nicht viel. Aber sein Deutsch war klingend und straff dabei, der Ausdruck an Schlagkraft und Treffsicherheit nicht zu überbieten. —

— Wilhelm Schmidt-Vonn ist für den ausgeschiedenen Paul Ernst vom Schauspielhaus in Düsseldorf verpflichtet worden. —

— Leo Tolstoj hat einen neuen Roman, „Der Turmbau“, vollendet. —

— „Das Blumenboot“, Schauspiel von Hermann Sudermann, wird im Lessingtheater zur Aufführung gelangen. —

— Das Moskauer künstlerische Theater eröffnet sein Gastspiel am Freitag, den 23. Februar, im Berliner Theater. —

— Bertrand Sängers dreitägige Operette „Der Pfiffikus“ hat bei der Aufführung im Gärtnerplatz-Theater zu München gefallen. —

— Das Wiener Jubiläums-Theater wird mit Saisonluß sein Schauspielensemble auflösen und künftighin nur Opernvorstellungen geben. —